

*Walter Sporn*

»... die Freundschaft hat ihre Täuschungen  
wie die Liebe«

Jean Pauls Freundschaften

»... die Freundschaft hat ihre Täuschungen wie die Liebe«: Spätestens an dieser Stelle des Romans *Titan* stutzt man – hatte der Autor nicht bisher mit empfindsamen Worten und in bildreicher Rede das Hohelied der Freundschaft gesungen? Der 1800 bis 1803 publizierte *Titan*, den Jean Paul seinen Kardinalroman nannte, widmet sich über lange Strecken der Entwicklung der Freundschaft zwischen Albano, einem bürgerlich erzogenen Grafensohn (unwissend seiner Herkunft aus der regierenden Familie im Duodezfürstentum), und Roquairol oder Karl, dem ambitiösen und ambivalenten Sohn eines Ministers dortselbst.

In einem langen Brief an Karl hatte Albano um Karls Freundschaft geworben und gefragt: »Wurde dir das längste Gebet des Menschen erhört, Fremder, und hast du deinen Freund? Wachsen deine Wünsche und Nerven und Tage mit seinen zusammen wie die vier Zedern auf Libanon, die nichts um sich dulden als Adler? Hast du zwei Herzen und vier Arme, und lebst du zweimal wie unsterblich in der kämpfenden Welt?«

Albano schreibt dies im Nachhall einer Beerdigung und unter dem Eindruck des Verrauschens der Jugend: »Ach nicht das bunte Ufer fliehet vorüber, sondern der Mensch und sein Strom; ewig blühen die Jahreszeiten in den Gärten des Gestades hinauf und hinab, aber nur wir rauschen einmal vor den Gärten vorbei und kehren nicht um. Aber der Freund geht mit. O wenn du in dieser Stunde der Gaukeleien des Todes den bleichen Fürsten mit den Jugend-Bildern auf der Brust ansiehst und an den grauen Freund denkst, der ihn verborgen im Tartarus betrauert: so wird dein Herz zerfließen und in sanften warmen Flammen in der Brust umherrinnen und leise sagen: ich will lieben und dann sterben und dann lieben; o Allmächtiger, zeige mir die Seele, die sich sehnet wie ich!«

Die Empfindsamkeit, der Jean Paul hier Ausdruck verschafft, gehört sichtlich in das Zeitalter eben dieses Namens, in eine Phase der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die geradezu einen Kult der Freundschaft entwickelte. Sie erweiterte den bisherigen Begriff der Freundschaft, die vordem im Gegensatz zur bloß affektiven Liebe als vernunftgeleitete Haltung allgemeinen Wohlwollens mit dem Ziel eigener sittlicher Vervollkommnung verstanden wurde: der ideale »Menschenfreund«. Ohne dass Jean Paul diese Figur herabgesetzt hätte – er war und blieb nicht weniger Aufklärer als G. E. Lessing, I. Kant oder F. Schiller –, galt ihm Freundschaft mehr als nur sittlich-vernünftig, nämlich das Medium des Ausdrucks innerster Gefühle: die Passion zwischen zwei Menschen, zwei »Seelen«, deren eigene Echtheit und Schönheit nun eine gemeinsame und vollkommene wird. Freundschaft ist Liebe im unverkürzten Sinne des Wortes, sich äußernd auch in heißen Tränen, tiefen Blicken, in heftigen Umarmungen und Küssen. Als Albano und Karl sich finden, »verstrickten sich wild – das Mark des Lebens, die Liebe, durchdrang sie schöpferisch – der Boden über dem rollenden Erdenflusse wankte heftiger – und der Sternenhimmel zog mit dem weißen Zauberrauche seiner zitternden Sterne um die magische Glut – Ach ihr Glücklichen!«

Dennoch bleibt ein Unterschied auch dieser sehnsüchtig-sinnlichen Herzensfreundschaft zu der nur sinnlichen, will sagen: heterosexuellen Liebe. Friedrich Heinrich Jacobi, langjähriger Freund und philosophischer Leitstern Jean Pauls, hatte in seinem Roman *Woldemar*, der erstmals 1779 erschienen war, die »überschwängliche Idee von Freundschaft« der bloß sinnlichen Liebe gegenüber und sie höher gestellt sogar als die religiöse Beziehung zu Gott (traditionell »Gottesfreundschaft«) – die Freundin stehe auch noch über der Heiligen. Jean Paul folgt ihm, wenn er meinte, dass die Freundschaft wie eine Lerche im Vorfrühling des Lebens erscheine und erst im späten Herbst fortgehe, während die (heterosexuelle) Liebe komme und fliehe wie die Wachtel mit der warmen Zeit. Weit davon entfernt, dass das leibhaftige Sehnen in der Freundschaft nach der Freundschaft Sünde sei, verhalte es sich so: »Die Freundschaft hat Stufen, die am Throne Gottes durch alle Geister hinaufsteigen bis zum unendlichen; nur die Liebe ist ersättlich und immer dieselbe ...«

Diese religiöse Sprache täuscht ein wenig darüber hinweg, dass Jean Paul die traditionellen christlichen Vorbehalte gegen Freundschaft, die durch sinnliche Diesseitigkeit, Distanz zur christlichen Tugend und Emanzipation aus den ständischen Institutionen geprägt sei, hinter sich lässt. Immerhin öffneten sich auch die aufklärerisch gesinnten Theologen seiner Zeit der »natürlichen« affektiven Kommunikation unter Freunden. So rühmte der führende Berliner Theologe Johann Joachim Spalding an Johann Caspar Lavater, seinem »merkwürdigen« Gast auf mehrere Monate, »das warme Leben seines Herzens« und seine »offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen«. Wie Spalding, emotional erzogen in der Schule Shaftesburys (»Empfindung« übersetzte »sentiment«), lernte auch Jean Paul von Shaftesbury und von Rousseau, sogar von dem säkularen Michel de Montaigne, der in seinem Essay *De l'amitié* den Freund als das frei gewählte und zugleich unwiderstehlich begegnende *alter ego* charakterisiert hatte, und zumal von Laurence Sterne's Roman *Tristram Shandy*. Als autobiographisch so sensibler wie selbstkritischer Schriftsteller war Jean Paul ein Exponent der radikalen, aber auch riskanten Subjektivierung der Sicht auf menschliche Verhältnisse und Geschehnisse – auch der Freundschaft.

Riskant, so erlebte Jean Paul auch reale Freundschaften. Einige seiner Schulbekanntschaften vertieften sich zu empfindsamen Seelen- und solidarischen Schicksalsfreundschaften. »Ich

und du, das sind ein Paar Genie, dies beweist unser gleiches elendes Schicksal«, schrieb etwa J.B. Hermann an Jean Paul; er starb bald. Einen solchen Verlust hatte Jean Paul, kurz nach dem Freitod seines eigenen Bruders, schon mit dem Tod von A. L. von Oerthel erlitten. Für ihn hatte er seinen ersten literarischen Versuch verfasst, eine (als misslungen verworfene) sentimentale Liebesgeschichte; dieser »einzigste Freund meiner Seele, der mich am besten kennt«, starb in seinen Armen. An seine Stelle trat G. Chr. Otto, der »Kardinalfreund« des weiteren Lebens; er las stets als Erster die Texte Jean Pauls, kommentierte und lektorierte sie. Dieser Freund konnte nach dem Tod Jean Pauls den literarischen und brieflichen Nachlass sammeln und biographische Dokumente publizieren. Beider langjähriger Briefwechsel stellt ihre Freundschaft ins schönste Licht einer unbesorgt verlässlichen und vertraut-respektvollen Freundschaft auf Augenhöhe.

Die Freundschaft mit Otto dokumentiert die praktische Erfindung, die Jean Pauls Freundschaften im Lauf der Jahre erfuhren; das erschien ihm gut, stimmte ihn aber zugleich wehmütig. Im *Titan* schreibt er, dass in der Jugend, diesem »Lebens-Festtag«, Dasein, Kunst und Tugend als Liebkosung locken, im Alter als Gebote rufen; so wohne die Freundschaft anfangs »noch im heiter offenen griechischen Tempel, nicht wie später in einer engen gotischen Kapelle«. Nicht eng, aber geerdet war auch die Freundschaft mit dem Finanzgeschäftsmann Emanuel Samuel in Bayreuth, wo Jean Paul seit 1804 wohnte. Mit ihm diskutierte er oft literarisch-ästhetische, politisch-moralische und auch religiöse Fragen – riskant im Blick auf die prekäre Existenz auch eines reichen Juden, aber auch im Blick auf die beharrliche, ihm, dem Aufklärer, jedoch unverständliche religiöse Orthodoxie des Freundes. Trotz der nahen Nachbarschaft tauschte er mit ihm in enger Folge Billetts aus, auch alltägliche und familiäre Dingen betreffend, so wie jener ihm Bayreuther Bier geliefert hatte, als er noch in Meiningen und Coburg lebte. Schon dort fügte Jean Paul seinem Sohn Maximilian den Namen Emanuel ein; und anlässlich des Judenediktes 1813 schlug er dem Freund erfolgreich den Familiennamen »Osmund« vor, das alte Wort für »Beschützer«.

Riskant blieben aber vor allem Jean Pauls Freundschaften mit Frauen, und das waren nicht wenige. Schon früh richtete er an seine »erotische Akademie«, wie er sie im Tagebuch nannte, die Preisfrage: »Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen und welcher Unterschied ist zwischen ihr

und der Liebe?» Noch lange Zeit versuchte Jean Paul, dessen Texte übrigens männliche und weibliche Leseerwartungen genau unterscheiden, die bei Frauen drohende Alternative von Liebe und Freundschaft durch »Simultanliebe« zu umgehen. So konnte er einer Jugendfreundin, die inzwischen mit seinem Freund Otto verheiratet war, ohne weiteres schreiben: »Du Gestalt aus meiner vorigen einsamen Zeit, wie könnt' ich Dich vergessen? Lagst Du nicht so nahe an meiner Seele? Hatten wir nicht einen freudentrunkenen Frühling, der in keinem Kalender und in wenigen Herzen steht? O wenn ich wieder zurückkomme, so soll dieser Frühling wiederkehren – wir werden uns lieben! Kurz, aber unendlich und in Augenblicken voller Ewigkeit!« Noch lange löste er seine Verlobungen, die jene fatale Alternative definitiv machten, mehr oder weniger umgehend wieder auf. Auch wenn er seine literarische Spiegelung »Jean Paul« gelegentlich in eine Ehe führte, so sagten ihm seine Freunde doch, er selbst sei zur Ehe ungeeignet; das Genie der Freundschaft J.W. Gleim beschwor ihn, als er seine zukünftige Frau, Caroline Mayer, im Sommer 1800 in Berlin kennen lernte: »Um Gottes willen, heiraten Sie nicht!«

Diesem Freund Gleim bekannte er, dass er mit diesem »liebenden sorgenden Mädchen« »die häusliche Stille meiner Eltern, die nur die Ehe gibt, erstrebe; die Dornen der »genialischen Weiber« habe er zur Genüge kennen gelernt. In der Tat war Caroline, die sich wie alle Welt in Jean Pauls »gütige«, sein zartes heißes Herz ausdrückende Kinderaugen verliebte, zwar nicht ungebildet, dies aber nicht auf eine selbstbewusste Weise – sie lag »vor seiner Seele kniend«, wie sie selbst bekannte, sie war »die pure lautere, mit gar keinem Ich behaftete, eines nicht einmal bekriegende Liebe«, wie Jean Paul es formulierte. Diese Sicht schloss aus, dass er in seiner Ehefrau auch eine Freundin hätte gewinnen können; im Gegenteil versuchte er fortan, sie im Handeln und Denken zu bevormunden und auf seine Schriftstellerei (und deren oft ins Skurrile gehenden Umstände) hin aus- und zuzurichten, in Entsprechung zu den literarisch inszenierten Leserinnen seiner Romane ...

Jean Pauls Abspaltung des weiblichen Liebens, einer Äußerung »eines unbekanntn inneren Africa«, vom Lieben der Freunde bedeutete jedoch nicht die Immunisierung der Freundschaft gegenüber der Erfahrung schmerzlicher Differenz, im Gegenteil. In Jean Pauls literarischen Freundschaften empfinden die Freunde

nicht nur seliges Glück, sondern ebenso die Wunden des Lebens, die sie noch schmerzlicher empfinden als andere. Im Brief *Titan* schließt er an den Passus, in dem Albanos Brief dem noch Fremden die Bitte »o Allmächtiger, zeige mir die Seele, die sich sehnet wie ich!« in den Mund legt, folgendermaßen an:

»Wenn du das sagst, wenn du so bist, so komm an mein Herz! Ich bin wie du. Fasse meine Hand und halte sie, bis sie welkt. Ich habe heute deine Gestalt gesehen und auf ihr die Wunden des Lebens; tritt an mich, ich will neben dir bluten und streiten. Ich habe dich schon früh gesucht und geliebt. Wie zwei Ströme wollen wir uns vereinigen und miteinander wachsen und tragen und eintrocknen. Wie Silber im Schmelzofen rinnen wir mit glühendem Lichte zusammen, und alle Schlacken liegen ausgestoßen um den reinen Schimmer her. Lache dann nicht mehr so grimmig, dass die Menschen Irrlichter sind; gleich Irrlichtern brennen und fliegen wir fort im regnenden Sturme der Zeit. Und dann, wenn die Zeit vorbei ist, finden wir uns wie heute, und es ist wieder im Frühlinge.«

Das kann man als »vollendete Seelenschwelgerei« kritisieren, wie es Friedrich Schlegel schon bei Jacobi getan hatte; bei Jean Paul ist der affektive Überschwang aber nur ein Aspekt seiner Imagination der Freundschaft. In zwei anderen Aspekten unterscheidet sich diese Imagination von harmlosem Enthusiasmus. Zum einen schließt die Freundschaft im Sinne Jean Pauls die Verwundbarkeit und Sterblichkeit des Menschen bewusst ein: Lebenskampf und Tod sind die Phänomene, die in einer Freundschaft nicht verdrängt, sondern wahrgenommen, durchgearbeitet und angenommen werden. Und in genau diesem Vermögen nennt Jean Paul sie »unsterbliche Liebe« und verknüpft sie mit der Erwartung, dass sie »wenn die Zeit vorbei ist«, in der Ewigkeit, frühlingshaft fort dauert. Freundschaft ist ihm das Pfand für Leben und Liebe auch nach dem irdischen Tod in der jenseitigen »zweiten Welt«; die Erfahrung der Freundschaft verbürgt ihm die Unsterblichkeit seiner Seele. Dieses Thema beschäftigte Jean Paul autobiographisch seit seiner Vision des eigenen Todes am 15. November 1790 lebenslang intensiv, literarisch in der Darstellung von Friedhofs- und Sterbeszenen und in seinem letzten Werk *Selina oder über die Unsterblichkeit* (postum 1827).

Zum andern ist Freundschaft im Sinne Jean Pauls die wichtigste Gestalt der irdisch überhaupt möglichen Empfindung, ein Ich zu sein. Denn, wie er in vielen Aphorismen und in seinen

oft verwirrend komplexen Romanfiguren zu verstehen gibt, ist zwar das Ich wichtig, aber nicht jeweils mein Ich: Dieses ist in Wahrheit eine »zerteilte Seele«, angefüllt vom »Gewimmel« verschiedenster Gehalte im »Widerstreit« mit sich, nicht Herr im eigenen Haus, wie man später sagte. Jean Paul wagte in der *Levana oder Erziehlehre* zu sagen, dass ein Mann (anders als eine Frau!) in »zwei Ich« gespalten sei. Der gleichwohl empfundene, ewige Wunsch nach Einheit und Gleichheit ist unter irdischen Bedingungen nicht erfüllbar – die Freundschaft ist es, die diesen Wunsch vor Verzweiflung schützt und ein Pfand seiner zukünftigen Erfüllung verkörpert; Freundschaft antizipiert, wo sie sich als »Zwei-Einigkeit« ereignet, für beide Freunde Ich-Identität.

Die so »überschwängliche Idee von Freundschaft«, die Jean Paul literarisch realisiert hat, war keine narzisstische Flucht aus der Realität, sondern war Arbeit an und in dieser: für das jetzt mögliche Glück der Empfindung von »tausend unsichtbaren und im freien schwebenden und fliegenden Fäden«. Und »wir sind alle bessere, offenere, wärmere Freunde, als wir wissen und zeigen«, meint der Autor des *Titan*, ohne zu verschweigen, dass auch das Glück der Freunde zerbrechlich ist. Die Freundschaft zwischen Albano und Karl zerbricht, aber das dementiert nicht, was sie bedeutete. Denn in der Seligkeit des »nun haben wir uns« war auch der Schmerz des Noch-nicht-aufgenommenen, und »sie fühlten wohl, dass sie sich recht von Herzen liebten, nämlich recht schmerzlich«.